

Vorträge im Plenum

Jens Peter Laut

Die Alte Seidenstraße im Herzen Asiens – Kultureller Wirrwarr oder schöpferisches Miteinander?¹



Jens Peter Laut, Ordentliches Mitglied und Vizepräsident der Akademie

Angesichts der gegenwärtigen Situation kann ich mich nur mit gemischten Gefühlen äußern, und mit dieser Situation meine ich vor allem die aktuelle Lage in China, dem Land also, in dem sich weite Teile der sog. Seidenstraße befinden. Es soll gleich zu Anfang erwähnt werden, dass sich Chinas Minderheitenpolitik seit geraumer Zeit gegen eben jene Minoritäten richtet, die sich als Nachkommen von bedeutenden Völkern entlang der Alten Seidenstraße sehen: In der Hauptsache sind es die turkophonen Uiguren, deren gegenwärtige *und* antike Kultur und Sprache offensichtlich zugunsten eines angestrebten monolingualen und monoethnischen Chinas geradezu ausgelöscht werden soll. Hinzu kommen seit einiger Zeit auch die in China lebenden Mongolen, denen das gleiche

Schicksal zu drohen scheint. Die westliche Orientalistik, in erster Linie Turkologie und Mongolistik, ist also geradezu dringend aufgefordert, sich um den Erhalt des kulturellen Erbes dieser auch für die Geschichte der Seidenstraße so wichtigen Völker zu kümmern. Da die Universitäten sich immer mehr von ihren oft als nutzlos empfundenen „Orchideenfächern“ trennen möchten, sehe ich die Akademien als die oft einzige Chance, in dem eben genannten Sinne zu wirken, also zu helfen, weltweit bedrohtes kulturelles Erbe zu schützen und zu bewahren.

Angesichts der schiereren Länge und der langen Geschichte der Seidenstraße, die ja durch chinesische Aktivitäten gerade in unseren Tagen eine bemerkenswerte und zwiespältige Aktualität gewonnen hat, habe ich mich mit Bedacht entschlossen, einen Titel zu wählen, der Vieles außer Acht lassen und sich auf bestimmte Aspekte konzentrieren kann. Ich will Ihnen heute also – hauptsächlich anhand von drei konkreten Beispielen – einige Gedanken zum vielfältigen kulturell-religiösen Leben vor allem in demjenigen Teil der Seidenstraße präsentieren, der im Englischen so

¹ Leicht überarbeiteter Text eines Vortrags am 30.10.2020 auf der digitalen Plenarsitzung der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Der Vortragsduktus ist weitgehend beibehalten worden.

treffend „Innermost Asia“ heißt. Einige zusammenfassende Verallgemeinerungen bitte ich schon jetzt zu entschuldigen.

Der Zeitraum meiner Ausführungen wird in etwa zwischen den Jahren 850–1250 liegen, also die ungefähre Dauer des sog. Uigurischen Königreichs von Chotscho umfassen. Dieses kulturell und religiös so faszinierende uigurisch-türkische Reich lag nicht nur im Herzen Asiens, sondern liegt – wenn Sie mir das Bild erlauben – auch im Herzen der Turkologie und steht von daher im Mittelpunkt meiner Ausführungen. Als Vertreter dieses Faches werde ich also im folgenden zumeist auf die alttürkische oder uigurische Kultur eingehen, aber Sie werden sehen, dass diese seinerzeitige Hochkultur alles andere als monolithisch gewesen ist und Auswirkungen weit über das eigentliche Zentralasien hinaus hatte. „Eigenständig“ bzw. in sich geschlossen wird ohnehin keines der religiös-kulturellen Systeme entlang der Seidenstraße, diesem „Schmelztiegel der Kulturen“, gewesen sein, aber dazu später mehr.

Im Uigurischen Königreich, und hier ist in der Hauptsache die berühmte Turfan-Oase zu nennen, liegt der Ursprung der ersten literarischen Hochsprache der türkischen Welt, und diese Hochsprache ist ja auch Gegenstand des Göttinger Akademieprojekts *Wörterbuch des Altuigurischen*.

Doch bevor wir uns in diese – abgesehen von den Oasenstädten – zumeist unwirtliche Region begeben, bleibe ich noch einen Moment in unseren Breiten. Die Schlagworte „Multikulturelle Gesellschaft“, „Integration“ usw. bewegen die Gesellschaften Europas seit geraumer Zeit und sind heftig umstritten. Für die einen stellt eine multikulturelle Gesellschaft das Idealbild eines friedlichen, wahrhaft humanen und sich gegenseitig befruchtenden Zusammenlebens dar. Andere dagegen beschwören die Gefahren eines konfliktreichen kulturellen Chaos oder gestehen bestenfalls ein gleichgültiges Nebeneinander-Her-Leben der verschiedenen ethnisch-religiös-kulturellen Gruppen zu. Der einzige Vorteil dabei, so meinen sie, sei das Kennenlernen anderer Speisen bei zumeist von Linken oder Grünen veranstalteten Multikulti-Festen. Hinzu kommen die ganz rezenten und oft skurrilen Debatten um die sog. Aneignung nicht-eigener kultureller Elemente.

Wie auch immer man zu diesen hier überspitzt präsentierten Standpunkten stehen mag: Wir alle leben inmitten dieser Geschehnisse und Entwicklungen und können uns, wenn wir wollen, ein mehr oder weniger fundiertes Urteil dazu bilden. Ganz anders sieht es hingegen mit Zeugnissen des alten Zentralasien aus: Diese sind häufig nur fragmentarisch oder zufällig überliefert und bedürfen zumeist einer langen Enträtselung, ehe wir es wagen können, Interpretationen zu formulieren. Dennoch will ich u.a. versuchen zu zeigen, wie seinerzeit „Interkulturalität“ und kulturelle Interaktionen funktioniert zu haben scheinen.

Die Forschungen zu den Texten, Malereien und archäologischen Zeugnissen der Seidenstraße sind mittlerweile gut 100 Jahre alt, und dies ist eine sehr kurze Zeit, wenn man sie mit der Wissenschaftsgeschichte z.B. der Klassischen Philologie oder der christlichen Theologie vergleicht. Dennoch sind durch die Forschungen zahlreicher internationaler Wissenschaftler viele Aspekte der antiken Kulturen entlang

der Seidenstraße ans Licht gekommen, die gut belegt sind und uns diverse Einblicke in diese lange Zeit vergessenen und verschollenen Welten erlauben.

Was uns das Gebiet der Seidenstraße oder eben „Zentralasien“ auf Anhieb so sympathisch macht, ist die Tatsache, dass dieses Gebiet offensichtlich für lange Zeit auch eine Art Zufluchtsregion für in anderen Teilen der Welt verfolgte Glaubensrichtungen gewesen ist. Zu nennen wäre hier in erster Linie der Manichäismus, die Haupt-Häresie der christlichen und später auch der islamischen Welt: Diese merkwürdige Religion sollte im 8./9. Jahrhundert bei den Uiguren eine geradezu sagenhafte Karriere als eine Art Staatsreligion machen, und die manichäischen Handschriften mit ihrer eleganten Schrift und den künstlerischen Miniaturen gehören zu den schönsten Manuskripten, die von türkischer Hand geschrieben sind.

Man muss sich folgendes dabei immer vor Augen halten: Ein in der Hauptsache nomadisch lebendes Volk, die Uiguren, Vertreter einer sehr einfach gehaltenen Steppenreligion, werden sozusagen über Nacht mit den hochkomplexen Vorstellungen einer vorderorientalischen Religion konfrontiert. Missionarisch tätig sind dabei die iranischen Sogder, ein Handelsvolk der Seidenstraße mit Sitz in Samarkand. Mir kommt es bisweilen vor, als könne ihre Tätigkeit mit der der irischen Mönche verglichen werden, die die Germanen christianisierten.

In erstaunlich kurzer Zeit jedenfalls eignen sich die Uiguren Theologie, Schrift und Bilderwelt einer vorher unbekanntenen Religion an. Und hier beginnen auch die Schwierigkeiten für uns: Was genau und in welcher Weise im Uigurenland bei diesen Prozessen passierte, wissen wir nicht. Wir können nur konstatieren, dass wir plötzlich Dokumente einer iranischen Hochreligion auf Türkisch vorliegen haben. Auch über die Übersetzer und Schreiber wissen wir kaum etwas: Waren es Iraner, die sowohl Syrisch als auch Uigurisch beherrschten, oder sprachbegabte Uiguren? Oder gab es regelrechte Übersetzungsbüros? Dies alles muss leider im Unklaren bleiben. Und es sind ja nicht nur sprachliche und religiöse Prozesse, um die es geht, sondern auch soziologische und wirtschaftliche. Es entwickelt sich eine Priesterkaste, es werden Klöster gebaut ... alles auf dem Hintergrund einer von der Steppe und ihren Lebensbedingungen geprägten Gesellschaft. Es ist in jedem Fall eine religiöse Elite, die den theologischen Überbau vertritt, aber es gibt auch Dokumente, die den Manichäismus von seiner sozusagen volkstümlichen Seite zeigen. Ein besonders interessantes Beispiel soll hier kurz vorgestellt werden:

In einem erst 1980 gefundenen Manuskript wird u.a. die Geschichte eines Prinzen thematisiert, der sich mit drei Dämonen unterhält. Diese streiten sich um den Besitz dreier „magischer“ Gegenstände: eine Kappe, die unsichtbar macht, Sandalen, die einen an jeden gewünschten Ort führen und einen Stock oder Stab, dessen magische Funktion nicht erhalten ist. Die Dämonen bitten den Prinzen, diese Gegenstände unter ihnen aufzuteilen. Der schlaue Prinz schießt daraufhin drei Pfeile in drei verschiedene Himmelsrichtungen, denen die Dämonen nachlaufen sollen. Wer seinen Pfeil zuerst bringt, soll die Kappe erhalten, der zweite den Stock und der dritte die Sandalen. Während die Dämonen den abgeschossenen Pfeilen hinterherlaufen, setzt sich der

Prinz selbst die Tarnkappe auf den Kopf und verschwindet mit Hilfe von Stock und Sandalen.

Sie alle werden die Hauptmotive dieser Erzählung kennen: Die Tarnkappe, die Siebenmeilenstiefel und den Zauberstab. Die Motive dieser Erzählung sind in der Märchenliteratur der ganzen Welt weit verbreitet, und mein Mitarbeiter Dr. Jens Willkens konnte nachweisen, dass sie zuerst in einer *nordindischen* Märchensammlung belegt sind: Von dort müssen sie ihren Weg in das türkische Zentralasien gefunden haben. Jedenfalls sind sie für diese Region erstmals durch den geschilderten manichäischen Text aus dem 8./9. Jahrhundert nachgewiesen.

Warum ich Ihnen das alles erzähle? Wir haben es m.E. mit einem sehr frühen Beispiel zu tun, wie sich in Zentralasien kulturelle Aneignungsprozesse vollziehen: Die in den überschaubaren Oasenstädten in großer Vielzahl vorhandenen ethnischen, sprachlichen und kulturellen Gruppen treten in einen kreativen Austausch von Bestandteilen ihrer religiös-kulturellen Systeme ein. Zwar sind uns auch eins zu eins-Übersetzungen religiöser Texte überliefert, aber ein Großteil des überkommenen Materials entpuppt sich als eine Mischung verschiedenster Überlieferungen, die offensichtlich je nach Bedarf kreativ-kompositorisch zusammengestellt wurden. Bei einigen Texten ist es z.B. bis heute nicht klar, ob es sich um manichäische oder um buddhistische Zeugnisse handelt, und auch die klassischen Einteilungen in Texte bestimmter buddhistischer Schulrichtungen versagen zumeist. Die ökonomische Grundlage für diesen scheinbaren Wirrwarr ist die florierende Wirtschaftslage auf dem größten vorindustriellen Handelsweg, der es diesen Gruppen offensichtlich erlaubte, ohne größere soziale Spannungen zusammenzuleben. Uns sind keine Dokumente überliefert, die eine ethnische oder religiöse Konkurrenz in vorislamischer Zeit dokumentieren könnten. Zu bedenken ist natürlich, dass Manichäismus und der bald immer wichtiger werdende Buddhismus *inklusivistische religiöse Systeme* sind, die allen möglichen Einflussnahmen von außen zumeist positiv oder zumindest gleichgültig gegenüberstehen und sie je nach Bedarf sozusagen einverleiben können. Salopp gesagt, hat die berühmte Toleranz der Seidenstraße eben nichts gekostet.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass das eben erwähnte uigurische Manuskript in einem kleinen manichäischen Tempel gefunden wurde, der sich direkt unterhalb der berühmten buddhistischen Höhlenanlage Bāzaklik befindet: Wieder ein Hinweis darauf, wie eng die verschiedenen Religionsgemeinschaften die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten genutzt haben.

Doch hier zunächst ein Blick auf die ethnisch-sprachliche Vielfalt in der berühmtesten aller Oasen der Seidenstraße, der Turfan-Oase:

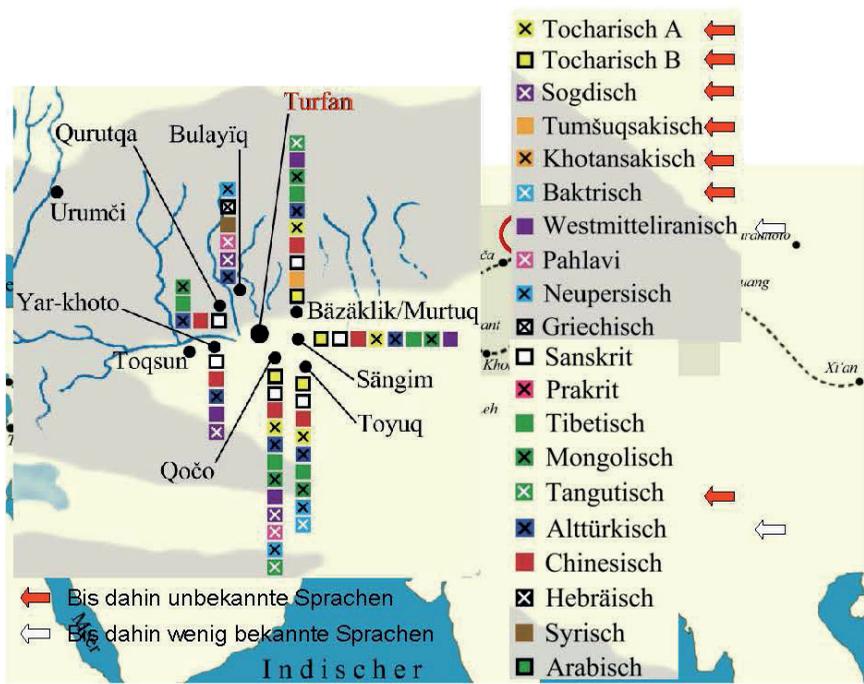


Abb. 1. Sprachen in der Turfan-Oase. Quelle: BBAW (Hrsg.): Turfanforschung. Berlin 2002, S. 20–21.

Auch das Christentum hat von der Zufluchtsregion Zentralasien profitieren können: Die im Westen seit dem Konzil von Ephesos 431 als Häresie gebrandmarkten sog. Nestorianer sind über Persien (Sassaniden) auch in das Herz Asiens und nach China gelangt. Quantitativ sind sie zwar nie von Bedeutung gewesen, aber christliche Uiguren haben u.a. eine wichtige Rolle als zuverlässige Verwaltungsbeamte im Reich des Mongolenherrschers Kublai Khan (1215–1294), einem Enkel von Dschingis Khan gespielt.

Und jetzt verlassen wir für einen Moment das eigentliche Zentralasien, um zu sehen, wie ein interkultureller christlicher Grabstein aussehen kann, und zwar in Nordost-China, wohin es Teile der weitverstreuten türksprachigen Nestorianer verschlagen hatte:

Sie sehen unten den erst in den 80er Jahren entdeckten Grabstein einer jungen Frau, Elisabeth (tü. *Alisbā*). Am Oberteil des Steines sind Engel eingraviert, die aber wie buddhistische Meerjungfrauen aussehen und um ein Kreuz herumfliegen, das auf einer typisch buddhistischen Lotosblüte steht.



Abb. 2. Nestorianische Grabstele aus dem ostchinesischen Yangzhou (Provinz Jiangsu), Foto: Geng Shimin

Die Inschrift ist einmal chinesisch und einmal alttürkisch in syrischer Schrift. Berichtet wird, daß Elisabeth, die Frau des Diakons Jonas (atü. *Yunus*), im Alter von 33 Jahren gestorben ist. Wie häufig in türkisch-nesorianischen Texten, wird das Datum nach dem seleukidischen und dem chinesischen, d.h. auch türkischen, Kalender angegeben: „Im Jahre 1628 nach der Zählung des Kaisers Alexander, das ist nach türkischer Zählung im Schlangenzahl, am 3. Monat, am neunten Tag [= 20. April 1317]“. Ungewöhnlich ist der Wunsch, Elisabeth möge im Paradies mit Sarah, Rebekka und Rachel zusammen treffen. Das Wort für „Paradies“ entstammt dem Iranischen, und die Schreibungen der drei alttestamentlichen Damen folgen genau dem Muster des Altsyrischen (*sra*, *rpka*, *rbel*). Ein nestorianisch-christlicher Grabstein also, in dem syrische, iranische, griechische, chinesische, türkische und buddhistische Elemente vertreten sind.

Diejenige Religion jedoch, die den größten Einfluss auf der zentralasiatischen Seidenstraße bis zur Islamisierung ausübte, ist ohne Zweifel der Buddhismus gewesen: Auch er ist eine von außen an die autochthone Bevölkerung herangetragene Religion. Es ist dem Buddhismus gelungen, mit seinem sehr komplizierten und ausgefeilten System rasch Akzeptanz bei den Uiguren zu finden: Wohl schon im 8./9. Jhd. hat eine türkische religiöse Elite sich Gedanken darüber gemacht, wie Existenz, Geburt, Krankheit und Tod zu erklären sind. Ohne Zweifel hat der Buddhismus, zusammen mit dem Manichäismus und Christentum, dazu geführt, dass aus einem ursprünglich nomadisch-kriegerischen Volk im Laufe der Zeit die Repräsentanten einer hochentwickelten Kultur wurden, deren Schrifttum und Kunst zu den wichtigsten und schönsten gehören, die türkische Völker je geschaffen haben. Die uigurisch-buddhistische Literatur hat uns z.B. Werke überliefert, die in allen anderen buddhistischen Sprachen nicht bezeugt sind. Die Uiguren übersetzen aus den verschiedensten und dem Türkischen völlig fremden Sprachen wie Sanskrit, Tocharisch, Sogdisch, Chinesisch oder Tibetisch, und sie sind z. B. gezwungen, eigene türkische Entsprechungen für fremde Termini der religiösen Literatur zu finden, was sie mit großem Erfolg tun. Auf die Kunstwerke (Wandmalereien, Plastiken etc.) kann ich hier leider nicht eingehen – in ihnen tauchen nach Ansicht von Experten auch diverse hellenistische Elemente auf, vom Faltenwurf bis zur Körperhaltung. Es ist ja auch kein Zufall, dass Albert von LeCoq, einer der berühmten Turfan-Forscher, sein Hauptwerk „Die buddhistische Spätantike in Mittelasien“ genannt hat, und ein weiterer bekannter Buchtitel von ihm lautet „Auf Hellas Spuren in Ostturkistan“.

Wir finden jedenfalls im Uigurenland eine Vielzahl von Schulen des Buddhismus vertreten, und es hat den Anschein, als ob sie alle in friedlicher Koexistenz zusammenlebten. Es gibt den Kult um den zukünftigen Buddha Maitreya ebenso wie die Verehrung des „Buddha des unermesslichen Lichts“ (skr. *Amitabha*), der noch heute in Japan von größter Bedeutung ist, und vertreten ist auch der tantrische Buddhismus mit seinen esoterisch-erotisch geprägten Riten. Die erhaltenen Text(fragment)e, von hochphilosophischen Abhandlungen bis hin zu volkstümlichen Predigten, spiegeln die ganze Bandbreite buddhistischen Schrifttums wider.

Ich will Sie im folgenden mit einem besonders bemerkenswerten Werk bekannt machen, dass gut 100 Jahre nach seiner Entdeckung unlängst (Turnhout 2016) von Jens Wilkens, einem Mitarbeiter des Projekts „Wörterbuch des Altuigurischen“, in einer voluminösen Edition vorgelegt worden ist, die die Grundlage meiner Ausführungen ist. Es handelt sich um die *Daśakarmapathāvadānamālā* (im folgenden: DKPAM), die „Sammlung von Legenden, die die ‚Zehn Taten-Wege‘ zum Inhalt haben“. Wovon handelt die *Daśakarmapathāvadānamālā*? Das Werk nimmt Bezug auf die zehn „Wege der Taten“ (skt. *karmapatha*), d.h. „Handlungsweisen“, um folgende Dinge zu vermeiden:

1. Töten (uig. *özliig ölürmäk*)
2. Stehlen (*adınagu tavarın ogurlamak*)
3. Unerlaubten Geschlechtsverkehr (*amranmak nişvani / ävin yutuzıya yazınmak*)

4. Lügen (*äzjüg yalğan sav sözlämäk*)
5. Verleumdung (*čašurmak / čašut čašurmak*)
6. Gebrauch grober oder unflätiger Worte (*äyriḡ sarsıḡ sav sözlämäk*)
7. Spott (*askančulamak / tagon askančū*)
8. Gier (*käini sakınč*)
9. Zorn und Hass (*övkä üz boz köñjül*)
10. Häretische (= nicht-buddhistische) Ansichten (*tärs köriim*)

Die Thematisierung dieser unheilsamen „Tatenwege“ allein wäre noch nichts Besonderes: Entscheidend ist, dass das Werk nach diesen 10 Taten angeordnet ist und damit singular im Ozean der buddhistischen Erzählliteratur, sei sie indisch, tibetisch, mongolisch oder chinesisch, dasteht. Nun haben die Uiguren diese Struktur nicht unbedingt erfunden, wie (schlecht erhaltene) tocharische oder sogdische Handschriftenreste zeigen, aber Vergleiche mit der sicher älteren tocharischen Version zeigen eine durchaus eigenständige Leistung der uigurischen Kompilatoren. In einer äußerst lebendigen Sprache werden u.a. folgende Themen behandelt, die offensichtlich einen Stellenwert in der damaligen Gesellschaft hatten bzw. Probleme darstellten, die natürlich nur durch die Befolgung der Lehre des Buddha gelöst werden konnten: Sodomie, Ehebruch, Dämonologie, Mutter- und Vätermord, sowie Selbstaufopferung.



Abb.3. Turfanfragment U 417, Depositum der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Orientabteilung. Mit freundlicher Genehmigung der Staatsbibliothek PK Berlin

Damit Sie eine Vorstellung bekommen, wie so etwas aussieht, hier ein Beispiel eines Handschriftenblattes mit Miniatur: Es ist die Geschichte eines Königs, dessen

Damen seines riesigen Harems sich leicht- oder unbekleidet in seinem Park vergnügen. Eine große Zahl von flugfähigen heiligen Sehern überfliegen diesen Park und werden durch den Anblick der Frauen, sagen wir „verwirrt“, so dass sie ihre Flugkünste verlieren und in den Park fallen. Der darüber höchst erzürnte König schlägt eigenhändig allen Sehern mit seinem Schwert Arme und Beine ab. Diese flehen in ihrer Not zum Buddha, der alsbald erscheint und sie wieder zusammensetzt. Der Flug kann weitergehen.

Es gibt natürlich Parallelversionen der jeweiligen Legenden, aber keine davon stimmt mit den uigurischen Versionen weitgehend überein. Man gewinnt insgesamt den Eindruck eines „zentralasiatischen Eklektizismus“, d.h. die DKPAM und auch andere uigurische Werke wären Konglomerate verschiedenster Überlieferungen mit z.T. sogar originären Besonderheiten.

Und hier kommt die Übersetzungstechnik wieder ins Spiel: Es hat, wie erwähnt, den Anschein, als ob weniger „korrekte“ Übersetzungen gefragt waren, sondern dem jeweiligen Idiom – und der Intention! – angemessene Stilmittel eingesetzt wurden. Lassen Sie mich das an einem moderne Beispiel erläutern: In seinem sehr lesenswerten Buch *Poems from the Sanskrit* (Harmondsworth, Middlesex 1977) erläutert John Brough in der Einleitung (S. 11–49) anhand etlicher Beispiele die verschiedenen Möglichkeiten von literarischen Übersetzungen. Für mein Thema interessant ist sein Beispiel einer englischen Übersetzung bzw. Übertragung eines humoristischen Gedichts des berühmten Schriftstellers und Kabarettisten Joachim Ringelnatz (1883-1934) ins Englische:

*In Hamburg lebten zwei Ameisen,
Die wollten nach Australien reisen.
Bei Altona auf der Chaussee,
Da taten ihnen die Beine weh.
Und da verzichteten sie weise
Dann auf den letzten Teil der Reise.*

Wörtlich ins Englische übersetzt, könnte man, so Brough, sagen: „In Hamburg there lived two ants who made up their minds to travel to Australia. Then, on the pavement at Altona (just outside Hamburg) their feet hurt; and thereupon they sensibly gave up the last part of the journey.“ Die englischsprachige Leserschaft kann jedoch weit besser den Sinn, den Stil und den Humor des Originals erfassen, wenn, so Brough, der Versuch unternommen wird, die deutsche Vorlage mit anglophonen Mitteln zu verdeutlichen:

*Two ants who lived in London planned
To walk to Melbourne overland.
But, footsore in Southampton Row,
When there were still some miles to go,
They thought it wise not to extend
The journey to the bitter end.*

Ganz ähnlich wie im genannten Fall wird man sich viele Übersetzungen im Völkergemisch Zentralasiens vorstellen müssen. Hinzu kommt, dass die Vielsprachigkeit häufig dazu führte, nicht nur lexikalische, sondern z.B. auch syntaktische Elemente anderer Sprachen zu verwenden: Ein Eingriff ins Herz der Sprache, der aber ganz neue Möglichkeiten des sprachlichen Ausdrucks möglich machte.

Nicht nur die religiös-kulturelle Welt, sondern auch die Sprachen Zentralasiens sind im Laufe der Jahrhunderte also ständigen Transformationsprozessen unterworfen gewesen, und es hat nicht den Anschein, dass daraus ein kultureller Wirrwarr entstanden wäre. Im Gegenteil: Die potentielle Inanspruchnahme oder Einbeziehung aller möglichen religiös-kulturell-sprachlichen Angebote von außen hat zu einer welthistorisch wohl einmaligen Kreativität, zu einem schöpferischen Miteinander, geführt, dessen Resultate wir noch heute, wenn auch nur in beeindruckenden Überresten, bewundern können. Wenn man von einer offensichtlich funktionierenden multikulturellen, multireligiösen und multilingualen Gesellschaft sprechen kann, dann dürfte es die der Alten Seidenstraße sein. Bewahren wir ihr Andenken in Zeiten, die m. E. eher auf einen Clash denn auf harmonisch-kreatives Miteinander hinauslaufen.